

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 136.

Berlin, Sonnabend den 13. November

1847.

### Italien.

#### Die italienische Presse über kirchliche Fragen.

Es war zu erwarten, daß die von Pius IX. und Leopold II. von ihren bisherigen Fesseln befreite italienische Presse nicht bloß über politische, sondern bald auch über religiöse Fragen ihr Votum abgeben werde. Sie thut dies allerdings, und zwar in einer freisinnigen, sowohl von französisch-liberaler, als von deutsch-protestantischer ganz verschiedenen Weise. Die Bildung ist in Italien zu alt, die Denkart eine zu nationale, als daß man dort in so wichtigen Dingen nichts weiter, als der Nachtreter der benachbarten Nationen seyn sollte. In Rom war es zuerst der *Contemporaneo*, der sich offen über die sogenannte „katholische Partei“ in Belgien und in der Schweiz aussprach, was sehr bald den Zorn des ultramontanen Pariser Univers erregte und demnächst auch eine Zurechtweisung von Seiten des *Diario di Roma* zur Folge hatte. In Toskana geht man indessen viel weiter, wenn auch, wie gesagt, in seiner eigenthümlichen, manchen unserer „Lichtfreunde“ gewiß immer noch bornirt erscheinenden Weise. In der Florentiner Patria, die (wie wir bereits in Nr. 131 des Magazins erwähnten) von einem Priester, dem Abbate Lambroschini, redigirt wird, spricht sich dieser über das Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke (in dem Blatte vom 26. Okt. v. J.) folgendermaßen aus:

„Die Zeit ist sehr ernst. Die Fragen, um die es sich heutzutage handelt, sind nicht mehr bloß bürgerlicher oder politischer Art, sondern es hängt von ihrer Entscheidung auch das soziale und religiöse Schicksal der Völker, die Zukunft der Katholizität, das künftige Geschick der Geistlichkeit ab.

„Die Geistlichkeit macht sich keine Illusionen. Sie ist angegriffen worden und hat Widerstand geleistet, weil der Krieg gegen sie zugleich ein Krieg gegen die Religion war; die Religion aber kann und wird niemals niedergelämpft werden. Nachmals ist die Geistlichkeit der Gegenstand einer Art Devotion geworden; aber doch nicht in ihrer eigenen Sache hat sie darum den Sieg davongetragen, denn die Huldigung der Herzen, die es müde waren, nichts zu glauben und nichts zu lieben, galt nicht der Geistlichkeit, sondern der Religion. Indessen ist die Zeit gekommen, wo man die Geistlichkeit weder verfolgen, noch ihr schmeicheln, sondern über sie das Urtheil fällen wird.

„Heutzutage kann dies um so eher geschehen, weil endlich die Leidenschaften, die von den Mißbräuchen in Staat und Kirche aufgeregt waren, beschwichtigt sind und die zu ihrem Rechte gelangte Vernunft zwischen den Personen und den Dingen, zwischen den Grundsätzen und ihrer Anwendung, zwischen der Religion und der Geistlichkeit einen Unterschied macht.

„Niemand ist der Geistlichkeit Feind; Alle im Gegentheil möchten, daß sie sie verehren und lieben könnten, und darum wünschte man auch, daß sie begriffe, welches ihre Pflichten seyen und ihre Mission, und daß sie dieselben mit Eifer, ohne Bedenken und ohne Mental-Reservation erfüllte. Man möchte, daß die Geistlichen in Bezug auf weltliche Interessen Bürger seyen, wie alle Anderen, weder mehr noch weniger, und daß sie, als Diener der göttlichen Religion Jesu, Muster der Weisheit, der Menschenliebe, der Aufrichtigkeit und der edelmüthigen Selbstverleugnung, Prediger des Wortes der Wahrheit und des Friedens seyen, welches weder niederdrückt noch spaltet, sondern die Seele erhebt und sie frei macht und heiligt. Die Völker wollen heutzutage diejenige Religion von der Geistlichkeit lernen und mit ihr ausüben, die an äußerlichen Werken, wie sie von heuchlerischen, überspannten, furchtsamen oder geknechteten Seelen verrichtet werden, kein Genüge hat, sondern die, um gute Werke hervorzurufen, die Herzen gut macht und in den moralisch guten Herzen Familien- und Bürgertugenden, die Tugend derer, welche befehlen, und die Tugend derer, welche gehorchen, entwickelt; diejenige Religion, welche die öffentlichen Freiheiten gutheißt, regelt und sanctionirt, weil sie die innere Freiheit des Menschen und sein Selbstbewußtseyn stärkt und befestigt; diejenige Religion, die, während sie die Augen des Geistes auf die Güter einer besseren Welt richtet, doch die Augen des Körpers nicht blind macht für die Güter, die Gott über die Erde verbreitet hat, um dem Menschen während seines mühseligen und schmerzreichen Pilgerlebens Trost zu bringen; diejenige Religion, die mit ihrem Gedanken und mit ihrer innigen Liebe Alles umfaßt, „was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch und was lieblich“ (Philippus IV., 8).

„Das ist die Religion, deren die Welt heutzutage bedarf, und durch welche die Geistlichkeit, wenn sie ihre Befördererin und hauptsächlichstes Werkzeug ist, eine Macht erlangen wird, die sie niemals gehabt, eine Macht, die sie nie wird verlieren können, eine wohlthätige Macht, welche die ganze Welt sich unterwirft und die die Welt segnen wird, weil sie dadurch, daß sie die Völker zu wahren Christen macht, ihnen dazu verhelfft, wahrhaft frei und glücklich zu

seyn, selbst im gegenwärtigen Leben. Dies ist die schöne Zukunft, die sich der katholischen Geistlichkeit darbietet.

„Aber wenn die Geistlichkeit ihre Pflichten und ihr wahres Interesse schlecht auffaßt und, statt die Menschen zu Dienern Gottes zu machen in dem Gehorsam, welcher frei macht, thörichterweise an die Herrschaft über die Könige und die Gewissen dächte, um die Völker zu Sklaven der Könige und die Könige nebst den Völkern zu Sklaven der Priester zu machen — o, dann würde die Geistlichkeit sich außerordentlich täuschen! Diese Herrschaft, die den Staaten, der Religion und selbst der Geistlichkeit so sehr geschadet, diese antichristliche Herrschaft ist nicht mehr möglich. Die Freiheit wird den Sieg davontragen, ungeachtet der Anstrengungen derjenigen, welche es wagen, sie als eine Feindin der Religion zu bezeichnen; die Religion Jesu wird mit ihr zugleich einen Triumph feiern: die evangelische Macht der Geistlichkeit wird mit den Triumphen der Religion und der Freiheit zunehmen. Aber die weltliche Macht der Geistlichkeit — jene Macht, die einer aufgeregten Einbildungskraft, erhitzen Leidenschaften, Lehren, die eben so falsch, als herabwürdigend und einschüchternd sind, Intriguen, welche Zwietracht säen und den Bürgerkrieg entzünden, kleinlichen und abergläubischen Gebräuchen eines mitleidlosen Kultus ihren Ursprung verdankt — sie ist dahin! Sie ist untergegangen an dem Tage, an welchem Pius IX. die Macht der mit der Freiheit verbundenen Menschenliebe begründete. Darum wenden Ihm sich alle Herzen zu, darum wird in allen Herzen mit der Liebe zu freien Institutionen die Liebe zur Religion gewedt; ja, die Freiheit ist siegreich, weil sie friedfertig und gottesfürchtig ist. Keine Tyrannei war je ganz besiegt worden, weil man die Tyranneien durch Unglauben angegriffen hatte. Jetzt aber stürzen sie alle zusammen, denn der Glauben ist es, der sie bekämpft. Die Standarte der Freiheit im neunzehnten Jahrhundert ist das Kreuz!“

Während solche Worte, vom Schwunge der italienischen Sprache noch bedeutend gehoben, auf die feurigen Südländer ihren nachhaltigen Eindruck nicht verfehlen, würde wahrscheinlich ein alle historischen Zustände wegraisonnirender Artikel à la National oder auch eine gegen die Personen gerichtete Diatribe à la Times, wenn auch die Gemüther momentan aufregen, doch nur zu Recriminationen führen, die für die politische Bildung der Italiäner keine weiteren Folgen hätten. Darum darf man auch wohl die jetzige Bewegung in Italien, eben weil sie ihren eigenen nationalen Weg einschlägt, als eine nicht bloß vorübergehende betrachten. Selbst Sardinien hat sich ihr bereits angeschlossen, und auch Neapel wird nicht mehr lange zurückbleiben können.

### China.

#### Menschen und Sitten in China.

##### II. Der große Tempel Tien-tung.

Unser Reisender hatte bereits während seiner ersten Ausflüge so viel kostbare Pflanzen zusammengebracht, daß er es für nöthig hielt, bei ihrer Verpackung in dem Schiffe, das sie nach Europa bringen sollte, zugegen zu seyn. Er begab sich daher gegen Ende des Winters nach Hong-kong zurück. Von dort aus besuchte er Kanton, und zwar aus bloßer Neugier, da die Umgegend in botanischer Hinsicht schon hinlänglich durchforscht ist. Er verweilte indessen daselbst nur so lange, um einem chinesischen Neujahrsfeste beizuwohnen, sich befehlen zu lassen und sich in einer der Vorstädte eine Tracht Schläge zu holen. Ende März reiste er wieder nach dem Norden ab, um dort die Natur aus ihrem Winterschlaf erwachen zu sehen, und in den ersten Tagen des Mai finden wir ihn in Ningpo, dessen Umgegend er durchstreift.

„Eines Tages“ — lassen wir ihn weiter erzählen — „begab ich mich mit Herrn Thom, dem englischen Consul und einigen anderen Personen nach den Theepflanzungen, die ganz in der Nähe\*) liegen. Man hatte uns gesagt, daß wir innerhalb dieser Pflanzungen in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen einen großen, sehr berühmten und Tien-tung genannten Tempel finden würden, wo wir auf so lange Zeit, als es uns belieben möchte, unsere Wohnung aufschlagen könnten. Wir beschloßen, ihm unseren Besuch zu machen, und legten die ersten 12—13 Meilen zu Schiffe zurück. Dann nahm der Kanal, auf dem wir gefahren waren, ein Ende, und wir mußten uns entschließen, den Rest der Reise zu Fuß zu machen oder uns in Sänften tragen zu lassen. Die Sänfte, deren man sich in China zum Reisen im Gebirge bedient, ist eine Erfindung von der größten Einfachheit. Sie besteht aus zwei Stangen von Bambus, die auf den Schultern der Träger ruhen, aus einem an diesen bei-

\*) Von Ningpo.

den Bambusstangen als Sitz hängenden Brettchen und endlich aus zwei anderen Brettchen, wovon das eine als Rücklehne und das andere als Fußstempel dient.

„Es war fast Nacht, als wir an dem Tempel anlangten, und da es beinahe den ganzen Tag, wie in Strömen, geregnet hatte, so waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Die Priester schienen sehr überrascht, und bei ihnen absteigen zu sehen, empfingen uns aber doch mit der größten Gastfreundschaft, so daß wir uns in kurzem vollkommen heimisch bei ihnen fühlten. Sie brachten uns Feuer, damit wir unsere Kleider trocknen könnten, ließen uns ein Mittagessen bereiten und stellten großmützig ihre besten Zimmer zu unserer Verfügung. Für Viele unter ihnen, die niemals einen Europäer gesehen, waren wir unstreitig Gegenstände höchster Neugierde, und sie konnten von ihrem Erstaunen über unseren Anzug, unsere Gestalten, unsere Art zu essen gar nicht zurückkommen.

„Als wir am anderen Morgen erwachten, eröffnete sich uns eine Aussicht, wie ich sie in China nie schöner gehabt. Der Tempel erhebt sich am Eingange eines fruchtbaren, von Bergen rings eingeschlossenen Thals. Eine prächtige lange Fichten-Allee führt anfangs in gerader Richtung, dann — wenn sie sich dem Gebäude nähert — in anmuthigen Windungen bei zwei künstlich angelegten Seen vorbei bis zur großen Treppe am Haupteingange. Hinter dem Tempel und zu beiden Seiten desselben erheben sich die Berge in unregelmäßigen Terrassen zu einer Höhe, die von 1000 bis auf 2000 Fuß über dem Meeresspiegel steigt. Es sind dies nicht jene kahlen, nackten Berge des Südens, sondern sie sind bis zu ihren Gipfeln mit einem dichten herrlichen Grün bedeckt und in den Schluchten zwischen ihnen wächst der schönste Bambus, während finstere Fichten vom prächtigsten Wuchs sich auf ihren Abhängen erheben.

„Kaum hatten wir gefrühstückt, als uns einer der oberen Priester sehr bringend zum Mittagessen bei sich einlud. Er führte uns darauf im Kloster umher, dessen Geschichte er uns folgendermaßen erzählte: Vor einigen hundert Jahren kam ein frommer Greis in diese Berge, um hier blos der Erfüllung seiner religiösen Pflichten zu leben. Er war so verliest in seine Andachtsübungen, daß er die Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse gänzlich darüber vergaß. Allein die Vorsehung wollte einen so heiligen Mann nicht verschmachten lassen. Ein göttliches Wunder bewerkstelligte, daß ihm täglich das, was er zu seiner Nahrung bedurfte, von einigen Kindern gebracht ward. Mit der Zeit verbreitete sich der Ruf des frommen Mannes in der ganzen Nachbarschaft, und zahlreiche Schüler ließen sich nieder bei ihm. Es erhoben sich nach und nach einige kleine Tempel, bis mit der Zeit das Ganze der Gebäude zu Stande kam, die gegenwärtig unter dem Namen Tien-tung oder des Tempels der himmlischen Kinder bekannt sind. Endlich starb der Greis; allein seine Schüler blieben zurück an der Stätte, die sie mit ihm bewohnt hatten. Der Ruf des Tempels dehnte sich weit und breit aus, und von den entferntesten Theilen des Reiches erschienen fromme Seelen — unter ihnen ein Kaiser von China — um ihre Weißgeschenke auf seinen Altären niederzuliegen. Neue Tempel entstanden nun größer als die alten, und sie ihrerseits wurden wieder ersetzt durch die umfangreichen Gebäude, die den Haupttheil des Baues, welchen man gegenwärtig sieht, bilden.

„Alle diese Tempel sind überfüllt mit Götzenbildern, von denen einige dreißig oder vierzig Fuß Höhe haben, so daß sie eine große Wirkung hervorbringen, wenn man sie längs der Wände der hohen weiten Räume erblickt. Was die Priester betrifft, so wohnen sie in kleinen Zellen, die reihenweise in den Höfen, welche die verschiedenen Tempel von einander trennen, liegen. Jeder von ihnen besitzt in seiner Zelle seinen kleinen, besonderen Altar, auf dem kleine Götzenbilder stehen, vor denen er seine Privatandacht verrichtet.

„Nachdem wir die verschiedenen Tempel und den Glockenthurm mit seiner schönen großen Glocke von Bronze in Augenschein genommen, führte uns unser Wirth in sein Haus, wo die Mittagstafel unserer harrte. Die buddhistischen Priester genießen bekanntlich durchaus keine animalischen Speisen; die Speisen bestanden daher ausschließlich aus Gemüsen, die auf chinesische Art, d. h. in einer Menge von Schüsseln servirt waren, auf welchen die Gerichte, zerhackt in kleine viereckige Stückchen, die man mit ein paar Stäbchen zum Munde führt, aufgeschichtet lagen. Man muß der buddhistischen Kochkunst Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie versteht es sehr wohl, ihre Gerichte zu variiren und sie schmackhaft zu machen, ja, manchen derselben weiß sie in Ansehen und Geschmack eine solche Ähnlichkeit mit dem Fleisch zu geben, daß wir uns täuschen ließen und Rindfleisch und Hühner zu essen glaubten. Dem war jedoch nicht so, und unser vortrefflicher Wirth, an diesem Tage wenigstens den Vorschriften seines Glaubens getreu, hatte nichts auf seinen Tisch gebracht, was nicht dem Reiche der Vegetabilien angehörte. Einige Priester nahmen Theil an dem Feste, und einige andere, den unteren Graden der Hierarchie angehörig, schauten von außerhalb zu. Wahrscheinlich waren sie alle sehr erstaunt über die Ungeschicklichkeit, mit welcher wir unsere Stäbchen beim Essen handhabten, ja, trotz all ihrer Höflichkeit, konnten sie sich kaum des Lachens enthalten, wenn sie sahen, wie wir trotz aller unserer Bemühungen, es nicht vermochten, eines der kleinen viereckigen Stückchen habhaft zu werden, oder es, wenn wir im Begriff waren, damit bei seinem Ziele anzulangen, wieder auf die Schüssel fallen ließen.

„Unser Wirth erzählte uns während des Essens, daß an hundert Priester zum Kloster gehörten, von denen jedoch ein Theil mit Missionen im Interesse des Ordens beauftragt sey. Seine Subsistenzmittel bezieht der letztere aus dem Ertrage ziemlich beträchtlicher, in der Nachbarschaft belegener Ländereien, aus dem Verkaufe des Bambus, der ganz besonders in der Umgegend gedeiht, und endlich aus dem Brennholz, das die Waldungen des Klosters liefern. Auch einige Grundstücke, auf denen Thee und Reis gezogen wird, gehören

dem Kloster und werden von den Mönchen selber bebaut. Außer den Summen jedoch, welche der Verkauf dieser Produkte gewährt, sind auch die Einkünfte nicht unbedeutend, die durch die Gaben der den Tempel besuchenden Gläubigen, so wie durch regelmäßige, zu bestimmten Epochen des Jahres vor sich gehende Almosen-Einsammlungen, dem Kloster erwachsen. Die Mönche sind gute, einfache Leute, aber unwissend und abergläubisch über alle Begriffe.

Nachdem wir die Theepflanzungen und die Ofen, in welchen er zubereitet wird, in Augenschein genommen, kehrten meine Begleiter nach Ningpo heim, und ich blieb allein zurück, ganz meinen Untersuchungen über die Naturgeschichte dieses Theiles des Landes hingegeben. Der Tag verging in der Regel über meine Streifereien in der Gegend, und am Abend kehrte ich mit den Vögeln und den Pflanzen, die ich zusammengebracht, zurück in das Kloster. Die Freunde meiner Wirths strömten von allen Ecken und Enden der Nachbarschaft zusammen, um sich den Fremden zu beschauen, und zwar wählten sie dazu die Zeit, welche man zur Beschäftigung wilder Thiere zu wählen pflegt, die Zeit nämlich, wenn ich meine Mahlzeit hielt. Mein Essen wurde mir auf einem runden Tisch in einer großen Stube servirt, und, obgleich es das Erzeugniß einer ganz eigenthümlichen, fremdartigen Kochkunst war, so gab mir doch die stete Bewegung in der Bergluft einen solchen Appetit, daß es mir vortrefflich mundete. Auch wußte ich mich der Stäbchen bald beinahe eben so gut, wie die Chinesen, zu bedienen. Die Priester mit ihren Freunden saßen währenddessen an der Wand, rauchten ihre Pfeife und tranken ihre Tasse Thee.

„Trotz aller Höflichkeit meiner Wirths habe ich mich doch nie so einsam gefühlt, als an dem ersten Abend nach der Abreise meiner Begleiter. Ganz verfunken in diesem Gefühl des Verlassenseyns, sah ich, wie einer der Chinesen nach dem anderen in seine Zelle sich zurückzog, ohne daß ich Notiz davon nahm, und ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben möchte, wenn nicht mein einziger, aus Höflichkeit zurückgebliebener Gesellschafter ein paar mal so laut gegähnt hätte, daß es mir endlich einfallen mußte, die Zeit zum Schlafengehen sey da. Mein Schlafzimmer lag im ersten Stock, und ich mußte, um dahin zu gelangen, durch einen kleinen, der Königin des Himmels (Tien-ho) geweihten und mit einer Menge kleiner Götzenbilder ausgeschmückten Tempel. Der Weisrauch dampfte auf den Altären, eine einsame Lampe verbreitete ein schwaches röthliches Licht, und ein feierliches Schweigen herrschte. Aus dem Zimmer unter und der Zelle neben mir drang zu mir der schwache Laut menschlicher Stimmen; es waren die Mönche, die ihre Gebete her sagten in der ihnen eigenthümlichen Weise. Darauf schlugen die vibrirenden Töne des Gong an mein Ohr und in langen Pausen erschallten die Schläge der großen Glocke vom Glockenthurm herunter, zum Beweise, daß die Bonzen in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wachten. Solche Scenen machen, wenn man sie fern von der Heimat in einem unbekanntem, fremden, unerforschten Lande erlebt, einen Eindruck auf den Geist, der ewig lebendig bleibt, und niemals werde ich das unbeschreibliche Gemisch von Empfindungen aller Art, die mich während der ersten Nacht meines Aufenthaltes bei den Bonzen des Tempels Tien-tung bewegten, vergessen. Ich habe seitdem noch oft an demselben Orte geweilt, bin durch denselben Tempel gegangen, habe in demselben Bette geschlafen und dieselben feierlichen Töne in den stillen Stunden der Nacht gehört, und doch sind es nur die ersten Eindrücke von dem Allen, die sich unterscheidbar in meinem Gedächtniß erhalten haben.

„Es giebt in China eine große Anzahl buddhistischer Tempel. Den, der unter dem Namen Ah-yu-wang bekannt ist, besuchte ich gleichfalls. Auch er scheint, wie der von Tien-tung, wohl dotirt zu seyn, wie denn beide reiche Ländereien in der Nachbarschaft der zu ihnen gehörigen Klöster besitzen und eine große Menge kleinerer, von ihnen abhängiger Tempel aufzuweisen haben. Alle diese Tempel nun, große und kleine, erfreuen sich der schönsten pittoresken Lagen, und die Waldungen, von denen sie umgeben sind, scheinen in einem sehr wohl erhaltenen Zustande zu seyn. Yu-to oder die Klosterinsel gehört zu der Schufangruppe, an deren äußerster östlicher Spitze sie liegt, und sie kann für diesen Theil China's als die Hauptstadt des Buddhismus gelten. Man zählt daselbst 60—70 größere und kleinere Tempel, selbst auf dem Gipfel des höchsten unter ihren Bergen — 15—1800 Fuß über dem Meeresspiegel — sah ich einen solchen, und zwar von ziemlich bedeutenden Dimensionen. Eine große Steintreppe führt vom Meeressufer bis zu seinem Eingang, und auf der Mitte des Berges ungefähr ist ein kleiner Ruheplatz für die Gläubigen angelegt, die hier Athem schöpfen und sich an einem vorüberlaufenden Bach erquicken können. Ich war, als ich diesen Ort besuchte, sehr erstaunt, einen buddhistischen Tempel so wohl erhalten zu finden, denn die meisten dieser Gebäude zerfallen nachgerade in Trümmer. Nur diejenigen machen eine Ausnahme, deren Priester es gelingt, ihren Ruf aufrecht zu erhalten, allein der bei weitem größere Theil befindet sich im traurigsten Zustande.

„Wenn man als Christ die Priester und Anhänger der buddhistischen Religion nur mit einem Blick des tiefsten Mitleidens betrachten kann, so darf man doch auch diejenigen ihrer Eigenschaften, wodurch sie sich empfehlen, nicht außer Augen lassen, und zu diesen Eigenschaften gehört auch, daß sie es, wenn ich mich nicht sehr irre, mit ihrem Glauben aufrichtig meinen. In diesem Punkte, glaube ich, hat man ihnen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wirft ihnen z. B. Gützlaff den geringen Ernst vor, mit dem sie ihre Andachtsübungen betreiben. Ich will ihm in dem, was er von seinen persönlichen Beobachtungen erzählt, nicht widersprechen; allein ich glaube doch nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in mehreren buddhistischen Tempeln behaupten zu dürfen, daß das, was Gützlaff aufgefallen, nicht die Regel, sondern nur die Ausnahme ist. Ich meinerseits bin oft betroffen worden von der Feierlichkeit, welche die buddhistischen Priester ihrem Gottesdienste zu geben wissen, und wenn etwas vorkam, was nach Kunstfertigkeit ausah, so fiel es nicht den Priestern, sondern nur dem untergeordneten Personale zur Last.“

## Frankreich.

## Robespierre und Danton.

Nach Herrn von Lamartine (Histoire des Girondins) und nach der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Wie gern würden wir die Begeisterung unseres edlen Verfassers theilen, wenn wir nicht Dichtung mit Wahrheit zu sehen glaubten! Nicht als wäre kein Sonnenstrahl in Robespierre's dunkle Brust gefallen, nicht als wäre seine Begeisterung durchaus erbeuchelt gewesen, nicht als hätte er mitten unter den Bürgern oder Urtheilern, die er eben so oft veranlaßt, als duldet, nicht ein Ideal von Freiheit und Tugend festgehalten. Aber so wenig unter Blutströmen äußere Reinheit festgehalten werden kann, eben so wenig, ja noch weit weniger kann innere Reinheit, Reinheit der Seele, unter beständigen Mordscenen ungetrübt bleiben. Wie das wilde Thier, wenn es auch gezähmt ist oder scheint, beim Anblicke des Blutes wieder Mordlust in sich fühlt, so das wilde Thier, das der Mensch neben dem Engel in seiner Brust trägt. Schwärmerie wird Wuth, Wuth Verbrechen, Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer. Je mehr der Fanatiker sich verstockt, je gleichgültiger er gegen die Mittel wird, die zu seinen höchsten Zwecken führen oder führen sollen, desto verwandter wird er mit dem Betrüger, dem Mörder, dem Bösewicht. Robespierre war am Anfang seiner Laufbahn gewiß ein redlicher und durchaus achtungswerther Charakter. Dieser Mann wird es weit bringen — hatte Mirabeau von ihm gesagt — er glaubt Alles, was er sagt. In jener großen Vereinigung heroischer Talente und großartiger Gesinnung, welche man die konstituierende Versammlung nennt, im Anfange wenig bemerkt und als Redner wenig geachtet, wußte er sich durch Konsequenz in revolutionären Grundsätzen, wie im Mißtrauen, durch eine Uneigennützigkeit, die nicht frei von Ostentation war und am Schlusse ihrer Thätigkeit die Versammlung selbst in unglücklicher Stunde zu einer Ostentation von Uneigennützigkeit bewog, welche sehr viel zu den späteren Zerrüttungen und Uebelständen beitrug<sup>\*)</sup>, so wie durch einen gewissen Puritanismus auszuzeichnen, der ihn jedoch nicht verhinderte, höhnisch auszurufen: was ist das, eine Republik?

Zwei Dinge hielten ihn unter größeren Männern: er zweifelte nie, weder an seiner Lehre, noch an seiner Person. Desto mehr zweifelte er an anderen, selbst an den besten und patriotischsten Männern. Mißtrauen und Furcht sind zwei Grundzüge seines Charakters, die schon allein den werdenden Tyrannen bezeichnen. Daß er einen politischen Glauben hatte, ein Ziel, das er lange und in gewisser Beziehung immer verfolgte, das ihm ein unklares, aber vielleicht eben darum mit desto blinderem Vertrauen umfaßtes Ideal von Volksglück und Volksfreiheit vor der Seele schwebte — das schützt ihn, wie seinen St. Just, vor dem unbedingten Verdammungsurtheil der Geschichte und hält Beide in weiter Ferne von den Mordgesellen, mit welchen sie doch innig verbunden waren und eben darum lange verwechselt wurden. Aber eben darum ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dieses dunkle, nebelhafte, von beständigen Blutströmen gar nicht zu trennende Ideal, welches, wie die fata Morgana, herrliche gesegnete Landstriche vorgaukelt, wo nichts ist, als die blaue Luft und die Meerestiefe, dieses chimärische Luftbild nicht zu verwechseln mit der großen, hehren, begleitenden Gestalt der wahren Freiheit, wie sie den besseren alten Zeiten, am meisten aber der französischen Revolutionszeit selbst, vorgeschwebt. In dem Maße, als Robespierre und St. Just besser waren, als ihr Ruf, in eben dem, ja, in noch höherem Maße war, unserer innigsten Ueberzeugung nach, ihr System, das Herr Louis Blanc unbedingt, unser edler und trefflicher, von uns innigst verehrter Verfasser zwar bedingt, aber mit hoher dithyrambischer Begeisterung preist und feiert, unglückschwangerer und verderblicher, als es jetzt namentlich so Vielen erscheint, welche die Mißstände der Gegenwart verstümmen. Wir haben uns hierüber in einem Aufsätze, der demnächst in einem deutschen Blatte erscheinen wird, ausführlicher ausgesprochen, und können dieses Feld daher für jetzt nur im Vorbeigehen berühren.

Kehren wir aber zu der persönlichen Beurtheilung Robespierre's zurück, so dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn er auch an sein Ziel glaubte, er doch ganz gewiß an die Verleumdungen, womit er und sein St. Just so viele edle Männer und Patrioten überschütteten, so wie an die Ehrenrettung, die er Bösewichtern und Schurken verschaffte, zu denen er sich aus politischer Nothwendigkeit, wie er denken mochte, so oft herabließ<sup>\*\*)</sup>, durchaus nicht glaubte. Sein grenzenloses Mißtrauen ließ ihn vielleicht Männer, wie Bailly und Lafayette, ja, selbst echte Republikaner, wie die meisten der Girondisten, als Verschwörer und Feinde der Revolution betrachten (Mem. de Garat, citirt von Thiers, Note 33, S. 533 der Brüsseler Ausg.). Aber daß die Roland keine Verrätherin, daß Camille Desmoulins kein Contrerevolutionair, daß Herault Selches kein Abtrünniger sey, das und vieles Andere erkannte er gewiß selbst und log also mit vollem Bewußtseyn. Man darf die Anklage seines St. Just und das Gewebe von Lügen und falschen Zusammenstellungen, das sich darin findet, nur lesen, um die schamlose Perfidie darin zu erkennen, welche selbst

seine warmen Verteidiger, die Verfasser der Histoire parlementaire, zu dem Bekenntnisse zwingt: er habe selbst eine Fatalität (!) beklagt, welche ein genaues Unterscheiden (zwischen den Schuldigen und Unschuldigen) nicht erlaubte. Als ein Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er die 73 Konvents-Deputirten, welche die Protestation gegen die an den Girondisten begangene Gewaltthat unterzeichnet hatten, durch seinen Schuß vom Tode rettete. Aber wie viel Antheil an dieser guten That die Politik hatte, welche, der alten Verbündeten ungewiß, deren neue in dem feindlichen Lager sucht, ist schwer auszumitteln. Ein noch größeres, viele Schuld aufwiegendes Verdienst würde darin liegen, daß er allein mit Ernst und Wärme den Frieden erhalten wissen wollte und sich anhaltend und kräftig gegen den Krieg aussprach, der eben den Terrorismus fast nothwendigerweise auf die Spitze trieb. Leider aber zeigte er immer so wenig persönlichen Muth und so weit getriebenes Mißtrauen in jedes Menschen Absichten, daß auch dieses Verdienst dadurch geschmälert wird. Es mag wohl seyn, daß eben der engherzige Sinn, vermöge dessen er so vielen Justiz- und anderen Mord für nöthig hielt, ihn den großen und offenen Krieg fürchten ließ. Er war bei keiner der revolutionären Bewegungen selbstthätig aufgetreten, hatte sich, wie eine Krifts mit den Waffen durchzusetzen war, immer versteckt gehalten und war nie an einem Posten zu sehen, wo Gefahr drohte. Wenn er auch den Muth der Tribune haben mochte, von kriegerischem oder auch nur persönlichem Muth hatte ihm die Natur jede Ader versagt. Wie mag es ihm also Herr v. Lamartine so sehr zum Verdienste anrechnen, daß er in den Tagen des Thermidor seine Anhänger abhielt, an der Spitze bewaffneter Haufen gegen den National-Konvent zu marschiren? „Er wollte“, sagt unser Geschichtschreiber, „sterben oder mindestens dem Scheine nach rein von jeder Mitschuld an dem Aufstande triumphiren“ (Th. VIII., S. 61, R. 4). Doch hatte er kurz vorher selbst gesagt, und Herr v. Lamartine führt es ohne alle Bemerkung an (ebd. S. 38, R. 3): „Wenn Frankreich einige Monate lang durch eine irreführte oder verberbte Legislatur beherrscht würde, so wäre die Freiheit verloren“; doch hatte er den bewaffneten Haufen, welche in der Nacht vom 1. bis 2. Juni den National-Konvent umzingelten und die Verhaftung, das ist die Hinrichtung, der Girondisten mit unverhohlener Gewaltthätigkeit erzwingen, laut Beifall gejoht und sogar Barrere angebonnert, der es damals noch wagte, menschlich zu seyn (Hist. parlem. 24, 45. Wachsmuth, II., 137). Doch hatte er schon früher (26. Mai 1793) in Gemeinschaft mit Marat die Jakobiner zur Insurrection gegen den National-Konvent aufgefordert, wo es galt, für Hebert und gegen die Gironde zu wirken.<sup>\*)</sup> Warum schien ihm nun gegen Billaut, Collot, Barrere und ihre Genossen Unrecht, was er gegen Vergniaud, Condorcet, Isnard und ihre Freunde selbst veranlaßt hatte? Woher kam ihm zu Gunsten seiner Mordgesellen dieser tugendhafte Gewissenszweifel, den er gegen die edelsten Republikaner nicht empfunden hatte? Mehr als einer glücklichen Insurrection bedurfte es aber gewiß in den Tagen des Thermidor eben so wenig, als in denen des Mai und Juni (1793), um den Sieg zu entscheiden. Es wäre ganz unnöthig gewesen, den Konvent aufzulösen. Mit der Einschüchterung durch Waffengewalt würde man die Feigen, die Unentschlossenen, die Halben, die zahlreichen geheimen Anhänger, die schon lange zu passivem Gehorsam eingeschüchterten Deputirten der Mitte<sup>\*\*)</sup> gewiß eben so leicht dahin gebracht haben, die Gegner Robespierre's zu proskribiren oder diese Proskription unthätig geschehen zu lassen, als man sie zu seiner Proskription bewog. Allenfalls hätte man ein Paar von den Eindringlingen mitstimmen lassen und so der Majorität ein wenig nachhelfen können. Das alles war ja schon mehrmals, mit Robespierre's Genehmigung oder doch ohne seine Mißbilligung, geschehen. Aber unser Autor giebt ihm Gewissenskrupel, sich selbst frei zu machen, nachdem der Konvent ihn zum Gefängniß verurtheilt hatte. Nun er that es ja doch ein paar Stunden später, und seit wann hängt die Moralität einer That von der Uhr ab? Aber freilich, da gab er — sagt unser Verfasser weiter — nur einer patriotischen Gewaltthätigkeit (à une patriotique violence) Coffinhal's nach. Richtig, da liegt die Auflösung des Räthfels! Er hatte sich nie selbst an die Spitze einer bewaffneten Macht gestellt, nie, wie Danton, Bewegungen der Masse geleitet, nie, wie es die Franzosen sehr bezeichnend ausdrücken, mit seiner Person bezahlt (payé de sa personne). Nicht Ueberfluß an patriotischer Moral, Mangel an persönlichem Muth hielt ihn davon ab. Im Gegensatz zu Schiller's Tell, war sein Wahlspruch:

Doch, glaubt es mir, laßt mich von Eurer That!  
Ich mag nur lange prüfen oder wählen.  
Braucht meinen Kopf Ihr zu nachherigem Rath.  
Dann ruft den Mar, es soll an mir nicht fehlen.

<sup>\*)</sup> J'invite le peuple — hatte er bei den Jakobinern am 26. Mai 1793 gesagt — à se mettre dans la convention nationale en insurrection contre les députés corrompus. Diese députés corrompus waren die Girondisten! Und gegen grundverderbte Menschen, wie Barrere und viele andere, soll er Skrupel gefüht haben, ähnliche Mittel anzuwenden.

<sup>\*\*)</sup> Wie wahr dies sey, und wie es einzig darauf ankam, welche Partei die andere an Kühnheit übertriffe, um ihr bei den ganz passiv gewordenen Deputirten der Mitte und dem ganzen Konvent den Sieg zu sichern, davon mag die Stimme eines der besten und aufrichtigsten jener Deputirten, der die Scene als Augenzeuge und Mitwirkender oder vielmehr Mitwartender beschreibt, Zeugnis geben. „Depuis quelque tems“ — sagt Thibaudau I. 82 — „Robespierre menaçait Billaut, Varennes, Collot d'Herbois, Tallien etc. ses compléces. La convention était aussi indifférente à leurs dangers qu'elle l'avait été à la mort de Danton, et il est probable qu'ils eussent succombé si Robespierre eût proposé leur proscription. Mais le sentiment de leurs propres périls leur donna l'audace de le prévenir et comme je l'ai déjà dit, la victoire était toujours du côté de l'attaque. Tallien se lança le premier, les autres le suivirent, et la convention se souleva tout entière. Ce fut une commotion électrique etc. O quelles donc émotions, quelles sensations délicieuses éprouvèrent alors vos âmes si long-tems opprimées.“ Man sieht hieraus, wie passiv die ehrlichen Leute waren, und wie eingeschüchtert und bereit, sich der Gewalt zu fügen.

<sup>\*)</sup> Auf seinen Vorschlag hatte nämlich die konstituierende Versammlung beschlossen, ihre Mitglieder zur nächsten Legislative für nicht wählbar zu erklären. Die verblendeten und verstockten Royalisten, welche noch in der Versammlung waren, stimmten in diesen politischen Selbstmord mit Freuden ein, und so war den extremen Menschen und Parteien der Weg frei.

<sup>\*\*)</sup> Ein merkwürdiger Beleg hierüber bei Meillon (Mémoires 4): „Il faisait un jour l'éloge d'un nommé Desheux, homme noté par son improbité et qu'il a sacrifié dans la suite. Mais votre Desheux, lui dis je, est connu pour un coquin. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un banqueroutier frauduleux. — N'importe c'est un bon patriote. — Mais c'est un voleur. — C'est un bon patriote. Ganz so machte er es lange mit Hebert und seinen Schandgenossen, so wie er den fast wahnsinnigen Bluthund Carrier in Schutz zu nehmen nicht erröthete.

Noch ein Umstand kam hinzu: seine Einseitigkeit. Er hatte erlebt, daß Narat von dem revolutionären Tribunal freigesprochen worden war. Auch für ihn war das Volk, nämlich die untersten Schichten desselben, und die Herrschaft seines Namens war ganz anders, als die jenes wahnsinnigen Böfewichts, gegründet. Er dachte, es würde wieder so kommen. Ganz eben so machte er es zum zweiten Male, als er im Gemeinderathe hin- und herschwankte und eine Proclamation an das Volk zu unterzeichnen nicht etwa verweigerte (er that es endlich doch, wie Herr v. Lamartine selbst eingestehen muß), aber verzögerte. Das Einzige mag zur Erklärung und zur Verteidigung dieses Betragens gelten: er hatte, wie früher Danton, wie später Napoleon selbst, wie lange vorher Cäsar im römischen Senate, das Gefühl, daß seine Herrschaft in der öffentlichen Meinung einen schweren, nicht wieder herzustellen Stos erlitten, und daß es in der That sein Vaterland sey, welches den Stab über ihn gebrochen habe. Er beugte sich vor dem Fatum, der Nemesis, vielleicht in seiner in ihrem innersten Grunde religiösen Anschauung vor der Gottheit, die seinen Sturz herbeigeführt hatte. Aber immerhin hat gerade dieses Ende etwas, das eines überzeugten, exaltierten, für das, was ihm als hohes Ziel der Menschheit erscheint, bis zum höchsten Fanatismus begeisterten Parteihauptes durchaus unwürdig ist. Wer Hunderttausende einer Idee opferte, der muß mit seiner Person dafür kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Nachdem man alle göttliche Gesetze und menschliche Gefühle mit Füßen getreten, um einer höheren Mission willen, die man in sich zu verspüren glaubt, ist es kläglich und albern, auf den Triumph eben dieser Mission im letzten Kampfe, um eines angeblichen Gewissenszweifels willen, freiwillig zu verzichten. Wer Millionen dem Tode überantwortet, der muß dem Tode männlich ins Auge zu blicken wissen und ihn nicht mit feiger Resignation an sich kommen lassen.

Nichts Angekommenes kann ich auf der Welt  
Als einen Teufel, der verzweifelt.

sagt Mephisto mit vollem Rechte. Gerade, wenn der Teufel, wie in der schönen Mythe des Hiob, sich unter die Söhne Gottes reißt, als Ankläger erscheint im Dienste des Herrn und sich als ein schreckliches, aber gerechtes Werkzeug in der Hand des Allmächtigen fühlt, gerade dann darf er am wenigsten verzweifeln. Sokrates mochte lieber den Giftbecher trinken, als, den Gesetzen seines Vaterlandes entgegen, aus dem Kerker fliehen. Er hat damit seine reine, hohe und heilige Mission besiegelt und steht vor der Geschichte als ein Märtyrer für Menschheit und Gottheit. Hätte Muhammed bei ähnlicher Veranlassung eben so gehandelt — er wäre aus der Reihe der Helden in die der polizeimäßigen Spießbürger, aus der Reihe der großen Männer in die der kleinen Geister hinabgesunken. Ziemt es sich — sagt Dranten zu seinem Egmont — uns für Tausende zu opfern, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu erhalten. Aber das ist eben, was, nach unserer Ansicht, die ganze Frage beherrscht, und was Herr von Lamartine nicht anerkennen will. Robespierre hatte keinen Zoll von einem großen Manne, von einem genialen, großartigen Führer in sich, wie ihn die Zeit erheischte. Wir haben es schon einmal ausgesprochen (Frankf. Oberpost-Amts-Zeit. Nr. 147) und können nicht umhin, es hier zu wiederholen, weil es uns den Schlüssel zu vielen Räthseln der französischen Revolution zu enthalten scheint: „Zwischen Mirabeau und Napoleon, denen leider bei den Eigenschaften des großen Mannes die des großen Bürgers nicht immer innewohnen, fehlte den Männern, die an der Spitze des durch die Revolution aufgeregten Frankreichs standen, das Genie. Gar Vieles erscheint als verhärtete Bosheit hier, als unabwiesbare Nothwendigkeit dort, was im Grunde nichts war, als Mangel an Geistesgröße und Stärke, an freier Einsicht, die sich über Systemfucht erhebt, an eigenthümlicher Kraft, welche die eigene Partei zur rechten Zeit zügeln will und kann.“ Robespierre war gewiß lange nicht so schlecht, wie ihn die meisten der Männer darstellen, welche die Geschichte jener Zeit schreiben, als die Bunden noch bluteten, die er geschlagen, als die Opfer noch suchten, die er gefordert hatte. Aber er war eben so wenig so hohen Sinnes, so begeisterter Hingebung, so catonischer Selbstentäußerung voll, wie ihn neuere, namentlich französische Schriftsteller, auffassen, welche zum Theil die Kritik unserer in der Geschichte seiner Zeit schreiben. Er hatte aus seinem heiligen Buche, dem Contrat social des edlen Bürgers von Genf, von welchem Benjamin Constant so schön und wahr sagte: er hatte das Gefühl mehr als die Theorie der Freiheit, Vieles heraus- und noch mehr hineingelesen. Die Mischung, die sich hieraus in seinem Geiste bildete, erschien ihm als die höchste politische Weisheit, und er hielt sich selbst für ihren reinsten und berufensten Apostel. Da erschien ihm denn ganz einfach und lobenswerth, die ganze damals lebende Generation dem zu opfern, was alle Geschlechter der Nachwelt beglücken würde, und mit einem Schreckenssysteme, das nur zu wirklich war, einem idealen und größtentheils chimärischen Tugendgebilde nachzustreben, das ihm selbst nicht klar wurde. Durch diese letztere Behauptung treten wir nun freilich wieder in Gegensatz zu unserem hochverehrten Verfasser; aber der Beweis für unsere Behauptung ist in der That nur zu leicht. Dem Kommunis-

\*) Dies bezieht Herr v. Lamartine selbst an. „Il croyait à son acquittement par le tribunal révolutionnaire“, sagt er, aber nur hingeworfen, ohne die Konsequenzen daraus zu ziehen und immer das durch seine Bägierung oder vielmehr jenes Schwanken, an den Tag geklagte Rechtsgefühl, präsent. So meint er auch, die Thermidoraner selbst hätten die Gefängniswärter veranlaßt oder doch mit veranlaßt, Robespierre und seine Genossen nicht annehmen zu wollen, um einen Vorwand zu haben, sie ohne Verurtheilung aus der Welt zu schaffen. Wir können dem nicht widersprechen, doch finden wir es bei keinem unparteiischen Gewährsmann auch nur erwähnt. Das Ziel wäre zu gefährlich gewesen, und es ist ganz natürlich, daß Subalternen, welche vor so fürchterlichen Gewaltthaten zitterten, deren Macht im Volke noch keinesweges gebrochen war, es gefährlicher fanden, sie anzunehmen, als Schwierigkeiten zu machen.

mus wollte der Konvent, wie Robespierre, durchaus nicht. Zu einer Zeit, wo dieses letzteren Einfluß schon vorherrschend war (am 18. März 1793), setzte Jener, auf Barrere's Antrag, nichts Geringeres als die Todesstrafe darauf, wenn man Gemeinschaft der Güter nur vorschlagen würde. (Moniteur Nr. 79, citirt von Bachsmuth, Band II. S. 268 und 170 Note.) Wenn es also wahr wäre — was unser Verfasser (Band V., S. 39, Cap. 21) behauptet und wir in einem besondern demnächst erscheinenden Aufsatze widerlegt zu haben glauben — daß „die philosophische und christliche Gemeinschaft aller Güter der Erde das Ideal einer Staatsverfassung wäre“ — Robespierre's Ziel war es keinesweges. Wenn ihn also Herr Louis Blanc von diesem Gesichtspunkte aus lobt, so steht die Geschichte entgegen. Freilich meint Herr v. Lamartine (Eb. V. S. 39, Kap. 13): „ein schöner Instinkt habe Robespierre und seine Anhänger bewogen, in ihren Projekten der Organisation der Gesellschaft bei dem stehen zu bleiben, was unmittelbar zur Erfüllung kommen könne. Sie hätten (deshalb?) Familie und Eigenthum geachtet. Den Baukünstlern des Alterthums gleich, welche, indem sie den Göttern einen Tempel bauten, ein Stück Mauer oder einige Pfeiler des alten Gebäudes stehen gelassen, habe Robespierre die Traditionen der alten Gesellschaft in der neuen beibehalten. Er sey so weit gegangen, als die Reform habe gehen können, und habe nichts weggelassen, als Utopien.“ Aber wenn unser Verfasser selbst von den Theoretikern, welche die Robespierre'sche déclaration des droits ausspricht, (die mit der Erklärung der constituirenden Versammlung nicht verwechselt werden darf) mit großer Wahrheit sagt: sie haben die dem Menschen natürlichen Triebe (les instincts naturels de l'homme) mit den Rechten verwechselt, welche die Gesellschaft dem Menschen im bürgerlichem Zustande verbürge — stellt er da Jene nicht selbst als eine gefährliche Utopie dar?

(Fortsetzung folgt.)

### Mannigfaltiges.

— Wallis und Glarus. Durch ein Versehen ist in der vorigen Nummer des Magazins bei Erwähnung des Sonderbundes nicht gesagt worden, daß auch einer der neuesten Kantone (von 1813) zu ihm gehöre, wie übrigens ein Blick auf die zugleich mitgetheilte Tabelle sofort ergibt, wogegen allerdings einer der beiden späteren ältesten Kantone (von 1352) der eidgenössischen Mehrheit sich angeschlossen hat. Jener neueste Kanton — Wallis — gehörte freilich schon seit 1313 als „zugewandter Ort“, zu den Verbündeten der Eidgenossenschaft, hat jedoch bis zur französischen Revolution und selbst zu Anfang der Napoleonischen Zeit als selbständige Republik bestanden, bis es 1810 als Departement Simplon mit Frankreich vereinigt und nach dem letzten Frieden mit der Eidgenossenschaft als zwanzigster Kanton verbunden wurde. Wallis ist einer der dünnbesiedeltesten Schweizer Kantone, indem es bei einem Flächenraum von 100 Quadrameilen kaum 100,000 Einwohner zählt, von denen 34,000 Deutsche in Oberwallis bis Siders, 36,000 Franzosen von da bis zum Genfer See und 10,000 Italiäner an der Südgrenze wohnen. Im Einsichtthale soll sich sogar eine geringe Anzahl angeblühter Ueberreste von Hunnen unter ihnen befinden. Raub, wie ihr Gebirgsland, das die höchsten Spitzen der penninischen und der Berner Alpen aufzuweisen hat, sind auch die Bewohner, die alle drei Sprachen, denen sie angehören, auf eine furchtbare Weise rädbrechen. Die Deutschen zeichnen sich jedoch durch Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Einfachheit aus, während die französischen Unterwalliser unreinlich, träge und unzuverlässig sind. Dagegen geben die Ersteren mehr den Jesuiten, die Letzteren mehr den liberalen Lehren Gehör, während die Italiäner augenscheinlich unter Einflüssen des benachbarten Sardinien stehen. Der katholischen Kirche gehören alle drei Nationalitäten an, doch sind sie dabei abergläubisch und schlecht unterrichtet. Sie besitzen im Ganzen nur ein Gymnasium und ein geistliches Seminar. — Der zur eidgenössischen Mehrheit gehörende, seit 1352 mit der Eidgenossenschaft verbundene Kanton Glarus zählt unter seinen 30,000 Einwohnern allerdings nur etwa 1000 Katholiken, gehört jedoch vermöge der Beschäftigung und des Charakters seiner Bevölkerung, die sich sämmtlich von Viehzucht, Obstbau, Einsammeln von Alpenkräutern als Arzneipflanzen, Gemojagd u. dgl. nährt, so wie vermöge seiner alten demokratischen Verfassung, mehr der politischen Kategorie des Sonderbundes und der mit ihm gränzenden Kantone Uri und Schwyz an. Nur die Hauptstadt hat eine Fabriken-Bevölkerung und neigt sich daher auch den Einflüssen Berns zu. Bis zum 3. 1836 hatten die Katholiken ihre besondere „Landsgemeinde“, die so viel galt, als die der Protestanten, was jedoch durch die in jenem Jahre eingeführte neue Verfassung, wodurch Glarus eine einzige Landsgemeinde bekam, abgeändert wurde.

— Die Seeräuberei im ostindischen Archipelagus. Kürzlich wurde dem auch in diesen Blättern schon mehrfach genannten Herrn Brooke, Radschah (Fürst) von Sarawal bei Borneo, der sich jetzt in England befindet, der Ehrenbürgerbrief der City von London in einer goldenen Kapsel feierlich übergeben. Es wurde bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß ein Brooke, ein Vorfahr des Gefeierten, zur Zeit Karl's II. Lord-Mayor von London gewesen sey. In seiner Erwiderung an den versammelten Gemeinderath sprach Herr Brooke die Hoffnung aus, daß durch seine Bemühungen binnen kurzem alle Seeräuberei in dem bisher durch dieselbe so berüchtigt gewesenen ostindischen Archipelagus aufgehört haben werde, und daß man bald mit jedem unbewaffneten Boote ungefährdet von einem Ende der indischen Gewässer bis zum anderen werde fahren können.